

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 130.

Sonntag, 4. Juni.

1916.

(24. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

(Nachdruck verboten.)

Von Hans Bester (Wiesbaden).

Orlowsky hatte sich wieder an den Schreibtisch gesetzt, blieb eine Weile in Gedanken versunken davor sitzen.

Er überlegte, wie er die Sache anfassen sollte: Als Advokat hätte er einfach im Namen seiner Klientin das Testament angreifen können, doch das wollte er nicht, noch nicht, es trieb ihn, ehe diese Sache in die Öffentlichkeit gelangte, erst von sich aus Nachforschungen anstellen.

Endlich erhob er sich, er schien zu einem Entschluß gekommen zu sein, und verließ seine Wohnung.

Seinem Diener hatte er im Herausgehen Befehl erteilt, ihm seinen Wagen nachzuschicken — an der Ecke der großen Stallhoffstraße solle ihn dieser erwarten — dann ging er langsam vom Alexandertheaterplatz, auf dem seine Wohnung lag, quer über den Newsky-Prospekt nach der dem Diener genannten Straße.

Vor einem der Häuser auf der linken Seite blieb er einen Augenblick stehen und betrachtete das am Eingang befindliche schwarze Glasschild. Mit goldenen Buchstaben stand darauf: „Alfons Zwanowitsch Zwanow, Notar“. — Orlowsky las den Namen ein, zweimal, als ob er ihm etwas Neues böte, er sich ihn einprägen mühte, dann stieg er die wenigen Stufen, die zum Bureau des Notars führten, herauf, den Portier, der sich verneigend zur Seite getreten war, nicht beachtend. Er schien immer noch in Gedanken versunken zu sein.

Im ersten Zimmer des Bureaus richtete er an einen schnell vor dem bekannten Anwalt auffpringenden Schreiber, der gerade damit beschäftigt war, Federhalter, Bleistift und Papiere fortzulegen, da der Schluß der Bureaustunden herannahe, die Frage, ob Alfons Zwanowitsch zu sprechen sei.

„Nein, der Herr Notar sei schon fort, speise jetzt bei Donon, später würde er wohl im Aquarium sein, er hätte beim Passieren des Zimmers eine derartige Äußerung zu einem Herrn, mit dem er zusammen fortgegangen, gemacht.“

Orlowsky trat wieder auf die Straße. Heiße mit Staub durchsetzte Luft des Sommerabends schlug ihm entgegen, er hatte das vorher in Gedanken nicht so bemerkt, jetzt fühlte er sich dadurch belästigt und sehnte sich, aus der Stadt herauszukommen.

Er wollte auf die Inseln, den Wagenkorso am Meerbusen eine Weile mitmachen, dann in einem Restaurant dinieren, später auch das Aquarium besuchen.

Wo sollte man auch sonst jetzt im Sommer hin, halb Petersburg war wohl schon fort, auf Reisen, auf die Güter, wer noch zurückgeblieben, kam auf eine Stunde in die französische Operette im Aquarium. Dort fand man Gesellschaft, konnte den Abend verbringen — und Alfons Zwanowitsch würde auch dort sein, er könnte mit ihm eine Stunde für den nächsten Tag verabreden.

An der Ecke der Straße fand er seinen Wagen, bestieg diesen und gab dem Kutscher Befehl, auf die Inseln zu fahren.

Unterwegs gab es eine Störung: in dem Gewirt der Gefährte, die den Inseln zustrebten, zeigten sich vier Männer, die einen langen Korb trugen, damit beim Ausbiegen vor den schnell dahinsausenden Equipagen fast zu Fall gekommen wären.

Die Kutscher schrien und schimpften, die Träger blieben die Antwort nicht schuldig, ein Schutzmann unterwirte endlich den Knäuel, es war wieder freie Bahn.

Orlowsky hatte gleichgültig darüber hinweggesehen: ein Cholera-kranker, den man ins Hospital oder in die Baracken trug, was kümmerte ihn das.

Aus den Zeitungen wußte er, da seit einigen Tagen die bekannten Bulletins erschienen, daß die Cholera in Petersburg aufgetreten sei, das war nichts Neues, jeden Sommer hauste sie, einmal schwächer, einmal stärker, je nachdem es der Sanitätsbehörde gefiel, das anzuerkennen — darum kümmerte man sich doch nicht, das war eine Krankheit des Volkes, der Armen, damit hatten die oberen Schichten nichts zu schaffen.

Das zeigte sich auch so recht auf dem Wagenkorso und später im Aquarium. Das Theater war bis auf den letzten Platz gefüllt, von einem heiteren, distinguierten Publikum, Orlowsky war zufrieden, daß er sich von Ernest, wo er gespeist, einen Platz telephonisch gesichert hatte.

Beim Betreten des Zuschauerraums blieb er einige Minuten an der Tür stehen und musterte das Publikum. Fast das gleiche Bild, wie es im Winter eine Ballettvorstellung im Marien-theater bot — da wollte man immer behaupten, alle Welt fliehe im Sommer aus der Stadt.

Ein hoher Adel und ein hochverehrtes Publikum, dachte er lächelnd bei sich. Kostbare Sommertoiletten der Damen, Uniformen und Smoking bei den Herren, es gab doch also eine Menge Menschen, die noch nicht abgereist waren oder im Frühjahr in Nizza, Monaco, Cannes gewesen, jetzt hier die Rennsaison mitmachten, um dann später wieder zu verschwinden, auf die Güter, nach Paris oder von neuem an die Riviera. Auch einige Großfürsten sahen in den Logen nahe der Bühne; die Französinen zogen doch immer, trotz der halbvergessenen Russin der „Schönen Helena“. Und vorn auf der ersten Reihe, das Binocle vor die Augen gepreßt, in atemloser Spannung den Wuchs der Helena anstarrend, Alfons Zwanowitsch Zwanow in tadellosem Abenddreh, eine weiße Gardenie im Knopfloch.

Orlowsky lächelte still vor sich hin, dann suchte er seinen Platz auf.

Im Zwischenakte traf er den Notar in Gesellschaft einiger Herren draußen im Garten, wo man während der Pause promenierte.

„Nyrill Platonowitsch, welches Ereignis, wohl nur den Gerichtsferien zu verdanken, daß Sie eine Stunde für die leichtgeschürzte Muse erübrigt haben“ — dann sich zu seinen Begleitern wendend: „Die Herren gestatten“, er nannte einige Namen, Orlowsky

verstand, daß der eine ein Attaché der französischen Botschaft, der andere vom Ministerium des Auzern sei, beide noch sehr jugendliche Männer, gegen die der Notar mit seiner hohen, vollen Gestalt, dem roten, bartlosen Gesicht und den etwas hervorquellenden hellen Augen wie ein Vater ausah.

Als Zwanow anfang: „Unser berufenster Anwalt, Sie werden schon von ihm gehört haben“ — wandte sich Orlowsky, ihm das Wort abschneidend, schnell zu den beiden, mit denen er eben bekannt gemacht war: „Sehr erfreut“ — dabei suchte er dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, lobte die Darstellung der Helena, sprach davon, daß noch so viel Menschen in der Stadt seien und wollte Zwanow mit seinen überschwenglichen Lobpreisungen über seine Tätigkeit nicht wieder zu Wort kommen lassen.

Er liebte das nicht, war froh, als jener sich jetzt über die Operette hermachte:

„Ja, ja, die Franzosen — im vorigen Jahre die Wiener — übrigens wir soupieren nach der Vorstellung mit der“ — er lachte sein joviales Lachen — „belle Hélène, Mademoiselle Lesèvre und anderen, wollen Sie mithalten?“

Orlowsky überhörte anscheinend die Aufforderung, er hatte sich dem französischen Attaché zugewandt und sprach mit diesem. Als gleich darauf das Glockenzeichen den Anfang des nächsten Akts anzeigte, verabschiedete er sich, schückte, als der Notar seine Einladung wiederholte, eine Verabredung vor und sagte nur noch schnell:

„Ich war übrigens vorhin bei Ihnen, Alfons Zwanowitsch, ich habe etwas mit Ihnen zu besprechen, wann treffe ich Sie morgen?“

„Stets zu Ihrer Verfügung“ — Zwanow dachte einige Sekunden nach: „Wenn es Ihnen paßt, zwischen elf und zwölf oder nach dem Frühstück zwischen vier und fünf.“

Orlowsky reichte ihm die Hand und ging dem Ausgang zu. Er hatte genug Musik gehört, die Erbschaftsgeschichte beschäftigte ihn zu stark, er wollte allein sein und nachdenken.

Am nächsten Morgen betrat er noch vor elf das Bureau des Notars. Dieser empfing ihn mit lautem Zuruf:

„Wie schade, Kyrill Platonowitsch, daß Sie nicht mit waren, es war köstlich, die Lesèvre ist charmant und trinken kann sie — um sechs Uhr heute morgen bin ich nach Hause gekommen, eine Stange Gold hat die Geschichte gelöst, habe natürlich alles allein zahlen müssen, die beiden jungen Kavaliere waren nicht mehr intakt, na schadet nichts, hat mir Vergnügen gemacht, die Lesèvre ist ein vernünftiges Mädel, hatte für die jungen Herren laun einen Blick, sah mit Verständnis zu, wie der Tatar die Goldstücke einheimste, wollte die Rechnung mitnehmen als Andenken, behauptete, daß sie noch nie so teuer soupiert, da habe ich ihr heute den Witz geschickt und darin eine kleine Überraschung eingepackt, erstklassige, recht große Steinchen, wasserhell und Saphire, sie sprach gestern davon, daß ihre Ohringe für Petersburg zu armselig ausäßen — na wird zufrieden sein und hoffentlich auch dankbar.“

Sein Lachen schallte durch das Zimmer, dann, als er Orlowsky's Gesicht sah, daraus entnahm, daß dieser auf seine Schilderung nicht einging, wohl schnell seine Sache mit ihm erledigen wollte, bat er:

„Entschuldigen Sie, Kyrill Platonowitsch, die Rückerinnerung, der Abend — das heißt die Nacht und der Morgen waren zu schön — wir sind auch noch zu Boot auf dem Meerbusen gewesen, so gegen drei oder vier Uhr, die Lesèvre hatte davon gehört, daß man der Fischerei zusehen, auch selbst sein Glück versuchen könnte, da ist der Attaché ins Wasser gepurzelt. Sie können sich meinen Schreck denken, ich habe ihn mit Lebensgefahr und Aufopferung meines Smokings herausgeholt, fürchtete Verwicklungen mit der Republik“

— er lachte wieder tönend — „nun aber ernstlich zum Geschäft, womit kann ich Ihnen dienen?“

Orlowsky hatte auf diese Frage schon ungeduldig gewartet, jetzt sagte er schnell, fürchtend, daß Zwanow wieder auf sein früheres Thema zurückkommen könnte:

„Es betrifft den Nachlaß des Generals Pastuchow, der zu Ihren Klienten gehörte, ich möchte das Testament einsehen, Sie besitzen doch eine Kopie davon, haben ja nicht nur das Testament aufgesetzt, sondern waren auch der Vollstrecker, ich bin beauftragt, allerdings etwas verspätet, Einspruch zu erheben. Natürlich nicht gegen die Richtigkeit, sondern —“

Er hielt inne und sah den Notar an. Eine dunkle Röte war diesem ins Gesicht gestiegen, dabei bewegten sich seine Lippen, die Kinnlade bebte, seine Zähne schienen leise aufeinander zu klappen.

Er antwortete auch nicht gleich, sondern hatte mit schwerfälliger Bewegung sein Taschentuch hervorgezogen und strich ein paarmal über die Stirn. Dann, als er dem Blick Orlowsky's begegnete, suchte er sich zu fassen, den früheren leichten Ton in seine Worte zu legen:

„Habe mir doch wohl zu viel zugemutet — gestern, heute — der verflixte Pomery, später die Unmasse Rognat, das kommt jetzt nach — also Sie sagten, Kyrill Platonowitsch, das Testament des Generals Pastuchow, ja, natürlich habe ich das aufgesetzt, schon vor einigen Jahren, ist alles in Ordnung, der Neffe ist der Erbe — Sie wollen Einsicht nehmen — gewiß, gern — ich lasse die Kopie heraussuchen, aber — darf man erfahren, wer den Willen des Verstorbenen jetzt bemängelt.“

„Natürlich, wenn ich die Sache übernehme, erst muß ich mich orientieren, ob meine Auftraggeber sich nicht haltlosen Illusionen hingeben — ich zweifle, ob jetzt noch etwas durchzusetzen ist.“ (Fortsetzung folgt.)



Aus der Kriegszeit.

Wer hat die Metallschreibfeder erfunden? Der sich immer stärker machende Mangel an Stahlfedern in Frankreich und das infolge des hohen Kriegswertes der Metalle erlassene Verbot der Herstellung umfangreicher neuer Mengen haben in der französischen Presse zu regen Erörterungen über den Wert und die Herkunft der Metallsfedern geführt. Mehrfach wurde die Behauptung aufgestellt, daß der französische Ingenieur Arnoux, der durch das von ihm geschaffene Kupplungssystem bei Eisenbahnwaggons bekannt wurde, auch als der Erfinder der Metallschreibfeder anzusehen sei. Dies stimmt aber nur, sofern man lediglich die aus Eisenprodukten hergestellten Federn, also vor allem die Stahlfedern, in Betracht zieht. Im übrigen aber steht zweifelsfrei fest, daß schon die Römer Metallsfedern zum Schreiben kannten, und einige solcher aus Bronze hergestellter Federn haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Bei verschiedentlichen altrömischen Ausgrabungen kamen solche Bronzefedern, die aus gerolltem und gehämmertem Metall geformt waren, zutage. Auch in Rom wird eine solche Feder aufbewahrt, desgleichen im Museum von Orleans und von Rüttich. Da derartig kleine antike Metallgegenstände nur in ganz geringer Zahl in unseren Tagen aufgefunden werden konnten, kann man wohl annehmen, daß die Römer diese Federn auch in größeren Mengen gebrauchten. Daß sie aber überhaupt Metallschreibfedern kannten, scheint demnach außer Zweifel zu stehen.

Die Seidenzucht in Dänemark. Die Wirkungen des von der deutschen Regierung erlassenen Einfuhrverbotes für Seide sowie die sehr begründete Absicht, in Zukunft möglichst auch dieses Produkt im Inlande zu gewinnen, und schließlich der Wunsch, den Kriegsbeschädigten für spätere Zeiten ein für sie besonders geeignetes und Erfolg versprechendes Betätigungsfeld zu verschaffen, ließen die Frage des Seidenbaues in Deutschland in den letzten Monaten von neuem akut werden. Über die Art des Anbaues und der sich hierzu in unseren klimatischen Verhältnissen besonders eignenden

Pflanzen wurden vielerlei Vorschläge gemacht, die aber endgültig erst durch die Praxis auf ihren Wert erprobt werden können. In diesem Zusammenhang sollte, wie die Umschau mit Recht betont, das Interesse der beteiligten Kreise den Ausführungen Dr. Olufsens in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift über den Seidenbau in Dänemark zugewandt werden. Der Seidenbau wird in Dänemark bereits seit 16 Jahren erfolgreich betrieben, und zwar werden die Raupen mit den Blättern einer äußerst genügsamen und Wind und Kälte standhaltenden buschförmigen Abart des Maulbeerbaumes gefüttert. Der hohe Durchschnittswert der dänischen Kokons, die vortreffliche Qualität der Seide und die Stärke der Fäden sprechen genugsam für dieses System. Die dänische Seidenbaugesellschaft, die im Jahre 1900 gegründet wurde, zog bis zum Dezember 1915 62 238 Pflanzen groß, erntete hierdurch 411 000 Kokons und gewann aus diesen 1778 Seidenstoff. Da die Büsche, wenn sie mehr als vier Jahre alt sind, sehr gut das Abschneiden ganzer Zweige gestatten und somit das Füttern der Raupen in geschlossenen geheizten Räumen ermöglichen, ist diese Art der Seidenzucht auch durch kältere Perioden nicht ernsthaft gefährdet. Hiernach würde es sich außerordentlich empfehlen, auch bei uns Versuche mit keimfähiger Saat anzustellen, um einen Maulbeerbusch zu gewinnen, der sich in ähnlicher Weise zum Seidenbau in unserem Klima eignen würde.

Künstliche Gliedmaßen in vergangener Zeit. Wenn auch die Kunst des Gliederersatzes in ihrer heute vorliegenden technischen Vollendung sehr jungen, zum Teil sogar allerjüngsten Datums ist, so ist doch das Bestreben, verlorene Gliedmaßen auf künstlichem Wege zu ersetzen, fast so alt wie die Geschichte selbst. Eine dokumentarische Geschichte des Gliederersatzes liegt erst seit 1550 vor; aber schon die Vorgeschichte dieser außerordentlich wichtigen Zusammenarbeit von Technik und Medizin bietet viel interessantes Material. Schon in der Sage der alten Griechen ist, wie Professor Dr. Eugen Holländer im neuesten Heft der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung“ darlegt, von den künstlichen Ersatzgliedmaßen die Rede. So erzählt die Mythologie von dem Götterarzt Asklepios, der vom Körper losgetrennte Glieder wieder anzuhäuten verstand. Und Pelops, der Sohn des Tantalus, erhielt nach der Sage von Hermes eine Schulter aus Eisenbein. Das bekannte Wunder des heiligen Antonius beweist, daß man sich in späterer Zeit viel mit diesen Fragen beschäftigte. Hier handelte es sich um einen Sohn, der sich aus Neue über die Mißhandlung seiner Mutter selbst einen Fuß abgeschnitten hatte. Dem heiligen Antonius gelang es, den Fuß wieder an das Bein zu fügen. Neben diesen Sagen aber finden wir in frühester Vergangenheit auch Berichte über tatsächlichen Gliederersatz. So erzählt Plinius von einem Verfahren des Catilina Sergius, der eine Hand aus Eisen geholt habe. Von einem Mann mit einem Holzbein wußte schon Herodot Kunde zu geben. Im Mittelalter wurde die Verfertigung von Gliedmaßen aus Holz und Metall allmählich zu einer besonderen Kunst erhoben. Darum meint Prof. Holländer, daß man von einer Volksthorpadie des Mittelalters zu sprechen vermöge. Die Verkreitung der Lepa, die in verschiedenen Fällen Verstümmelungen und Verlaste von Gliedmaßen herbeiführte, gab Anlaß zu einer Entwicklung in dieser Richtung. Zuerst führte man Holzschienen und die sogenannten Gehbänke ein, die man auf zahllosen Darstellungen aus dem Volksleben des Mittelalters findet. Dann griff man zu Krücken und schließlich zu den — anfangs sehr primitiven — Holzbeinen. Für den Ritter des Mittelalters war die eiserne Hand ein bekanntes Ersatzmittel. Und diese Hände aus Eisen waren bereits technisch durchgebildet, da die Fingerringe gebeugt werden konnten. Die berühmteste Eisenhand ist die im Jahre 1504 verfertigte Hand des Ritters Götz von Berlichingen, die besonders kunstfertig und beweglich konstruiert war. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab läßt sich die Entwicklung des Gliederersatzes in chronologisch geordneter Folge dokumentarisch nachweisen. Besonders verdient um die Fortentwicklung der künstlichen Glieder machten sich in Berlin im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts der Zahnarzt Ballif und Karoline Eichler. Der neuesten Zeit aber blieb es vorbehalten, in den Grenzen des Möglichen den Traum des künstlichen Gliedes zu verwirklichen, wie sie den ebenso alten Traum vom fliegenden Menschen zu verwirklichen vermochte. Und wenn die in diesem Kriege geschlagenen Wunden vollwertiger geheilt werden können, als dies jemals der Fall war, wenn die soziale Lage der Kriegsbeschädigten

besser sein wird als nach den früheren, selbst den künftigen Kriegen, so ist dies zum nicht geringen Teil auf die hervorragende Prothesenkunst zurückzuführen, die den Traum der Sage zur Wahrheit zu machen sucht.

Die New Yorker Autodiebe. Mit der außerordentlichen Zunahme des Automobilverkehrs in New York geht auch die Häufung der kompliziertesten und kühnsten Autodiebstähle gleichen Schritt. Die Gilde der New Yorker Autodiebe verbreitete sich in solchem Maße, daß die Polizeibehörden von New York schon vor drei Jahren genötigt wurden, sich besonders mit dieser Klasse von Verbrechern zu beschäftigen. Darum wurden zwei eigene Bureaus eingerichtet, deren ausschließliche Aufgabe der Jagd nach den Autodieben gilt. Einer der leitenden Männer dieser Abteilung, Arthur Train, berichtet in der „Saturday Evening Post“ interessante Einzelheiten über seine Erfahrungen im Kampf gegen die Autodiebe: Mehr als 250 000 Kraftwagen sind gegenwärtig im Gebiet des Staates New York in Betrieb, und mehrere hunderttausend Menschen sind mit dem Lenken, Reparieren, Verkaufen dieser Kraftwagen beschäftigt. Unter ihnen findet sich naturgemäß der überall zu treffende Prozentsatz unredlicher Leute, die sich kein Gewissen daraus machen, eine günstige Gelegenheit für ihren eigenen Vorteil auszunutzen. Sie brauchen nicht lange, um heraus zu bekommen, daß nichts auf der Welt leichter ist, als ein Auto zu stehlen. Mit dieser Erkenntnis begann die Erntezeit der Verbrecher. Das ging so weit, daß eines Mannes Auto verschwand, während er vor irgend einem Auschanke ein unschuldiges Glas Sodawasser trank, oder während irgendeiner anderen kurzen Verrichtung, bei der es einen Augenblick unbewacht stehen blieb. Bisweilen wurde ein halbes Dutzend Wagen an einem einzigen Tag gestohlen. Besonders bemerkenswert ist ein Fall, in dem der Leiter eines großen Automobilgeschäftes vor seinem Verkaufsraum auf dem Broadway vorfuhr; während er sich auf der Schwelle des Ladens mit einem Angestellten besprach, verschwand ihm sein Wagen hinter dem Rücken. Der Chauffeur meldete, daß der Wagen plötzlich zu fahren begann und davon raste, während er das Licht des hinteren Nummernschildes angündete; er hat ihn nie wiedergesehen. Ein gestohlener Wagen taucht aber mit größter Wahrscheinlichkeit eines Tages wieder auf — gewöhnlich in einer Garage in der Vorstadt. Wenn er zufällig versichert war und die Versicherungsgesellschaft setzte eine Belohnung aus, taucht er so ziemlich immer wieder auf. Die Diebe selbst aber verschwinden, als habe die Erde sie verschlungen. Findet die Polizei einen gestohlenen Wagen, so ist er sicher im Besitz eines Menschen, der glaubwürdig nachweisen kann, daß er ihn von dem vermeintlichen früheren Eigentümer gekauft habe. Und mögen Polizei und Gerichte auch noch so gewiß davon überzeugt sein, daß jener Mensch und der Dieb zusammenarbeiten, in den meisten Fällen ist es unmöglich, diesen Zusammenhang nachzuweisen. Im ersten Jahr ihrer verschärfsten Tätigkeit vermochten die Behörden aus einer Anzahl von Fällen nicht mehr als ein Dutzend Diebe und nur einen einzigen Helfer zu überführen, und mit der Gewißheit, daß sie unangreifbar seien, wuchs die Dreistigkeit der Verbrecher ins Maßlose. Bis schließlich eines Tages ein allzu sorgloser Autodieb in die Hände der Polizei fiel. Und von diesem Mann erfuhr die Behörde — gegen Zusicherung eines Straflasses — daß es eine trefflich organisierte Verschwörung zu bekämpfen galt, über deren Umfang der Mann nichts aussagen wußte, an deren Spitze aber ein einzelner führender Kopf stehen mußte, der die Mehrzahl aller Autodiebstähle in der Weltstadt plante und leitete. Den Namen und das Versteck dieses Mannes vermochte man nicht zu erfahren, wohl aber, daß er Bundesgenossen und befreundete ähnliche Organisationen in einer ganzen Reihe von Nachbarstädten besaß. Diese standen in Verbindung mit irgend einer Garage, und dort wurden die in New York erbeuteten Wagen in Empfang genommen und derartig umgearbeitet, daß sie ohne Gefahr weiter verhandelt werden können. Einer der schlauesten Bünde dieser Verbrechergesellschaft war der, daß die Mitglieder der einzelnen Gruppen nach Möglichkeit nicht öfter als in einem Falle zusammenarbeiten, und daß jede Gruppe unabhängig von der anderen wirkte. Im Laufe der drei Jahre, die es dauerte, bis die New Yorker Polizei bei aller Arbeit und allem Scharsinn den Verbrechern ihr Gewerbe einigermassen zu legen vermochte, sind nicht weniger als 1000 Automobile gestohlen worden. Da von allen im Bezirk des Staates New York gemeldeten Kraftfahrzeugen etwa 10 Proz. versichert sind, so kann man diesen Prozentsatz von Versicherungen auch auf die gestohlenen annehmen. Da die Versicherungsgesellschaften nun in vollem Umfang für den Schaden durch Verlust des Fahrzeuges haften müssen, lohnte sich für sie wohl der Versuch, durch Ankündigung einer Belohnung die Spur des verschwundenen Wagens wieder zu finden. Das bot den Autodieben Gelegenheit zu einem neuen Geschäft. Sie konnten nun nicht nur einen Wagen stehlen und ihn für eine hübsche Summe verkaufen, sondern sie konnten auch noch die bei einigermaßen wertvollen Wagen bis auf 500 Dollar steigende Belohnung einheimsen, indem sie der Versicherungsgesellschaft Namen und Adresse des unglücklichen Käufers ihrer Beute angaben.

Schach

Alle die Schachschache betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

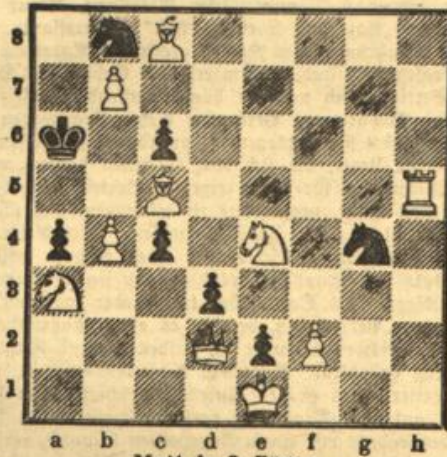
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 4. Juni 1916.

Aufgaben.

458. D. Przepiorka.



Matt in 3 Zügen.

459. E. Körper in Wiesbaden. (Original.)

Weiß: Ka7, Tb7, Sb1, Bb3, c4. (5 Stück.)
Schwarz: Ka5, Bb2, c5, c6. (4 Stück.)
Matt in 4 Zügen.

Neuerscheinungen in der Schachliteratur.

Besprochen von Wdw.

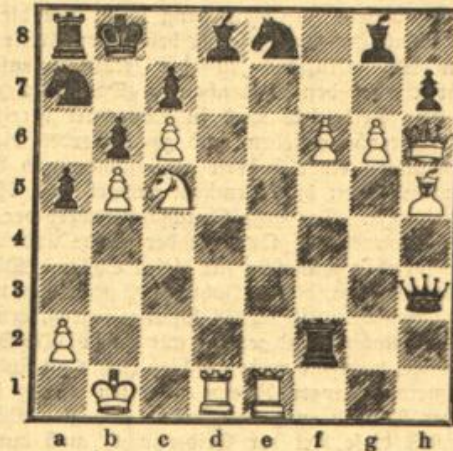
1. Franz Gutmayer: Der Krieg am Schachbrett.

Der bekannte süddeutsche Meister hat kurz nacheinander der Schachwelt fünf Werke geschenkt (das sechste erscheint demnächst), die wir jedem Schachfreund zur Anschaffung warm empfehlen möchten. Mit frischer, echter Begeisterung für das edle Spiel geschrieben, bieten sie neben einer Fülle von Belehrung eine reiche Auslese schachlicher Klein- und Feinkunst, sodaß der Schachfreund an diesen Meisterstücken der Schachdenkkunst das Wesen des königlichen Spieles in seinem ganzen Reichtum und seiner ganzen Tiefe erfassen lernt. Das überquellende, lebhaftige Temperament des Verfassers und seiner Kampfesstimmung gegen die „modernen Dekadenten“ machen sich vielfach in Knittelferser Luft, die aber den Büchern eher zum Vorteil, denn zum Nachteil gereichen, verleihen sie ihnen doch eine herzerfrischende persönliche Note. Der Leser mag nach den folgenden Proben selbst urteilen. Die gewiß manchen etwas merkwürdig anmutenden Anmerkungen sind natürlich von Gutmayer.

I.

- | | | | |
|--|------------|---|---|
| Reti | Tartakower | 6. d4×e5 | Dd8—e5† |
| 1. e2—e4 | c7—c6? | 7. Lc1—d2 | |
| Ein Extravagant. Weiter weiß man nichts vorderhand. | | Nur heraus mit allen Puppen, der Gegner hat ja keine Truppen. | Da5×e5 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 | 8. 0—0—0 | Das Tempo ist des Angriffs Flügel. Im Opfern darum keine Zügel! |
| 3. Sb1—c3 | d5×e4 | 9. Dd3—d8† | Sf6×e4? |
| 4. Sc3×e4 | Sg8—f6 | Des Abzugsangriffs volle Macht, in ihrer ganzen Zauberpracht! | Ke8×d8 |
| Er spielt ohne Instinkt, wie mancher sauft, statt trinkt. | | 10. Lc1—g5† | Kd8—c7 |
| 5. Dd1—d3 | | 11. Lg5—d8#. | |
| Nur heraus mit allen Truppen, dann fällt's dem Feinde von dem Aug' wie Schuppen. | | | |
| e7—e5 | | | |
| Das ist Gegenangriff, aber krumm und schief. | | | |

II. Dollinger. Die wilde Jagd.



1. Sa6†|| Kc8 2. Td8† Kd5 3. Te8† Ke8! 4. Df5† Kf8! 5. g7#!

Auflösungen.

Nr. 454 (3 Züge). 1. f6, L×T 2. K×L; 1. . . . , L×d5 2. Tc3; 1. . . . , ♞ 2. Tg3.

Nr. 455 (2 Züge). 1. Tf7.

Richtige Lösungen sandten ein zu beiden Aufgaben: F. S., J. K., Dr. M., A. Dl. und Wdw. in Wiesbaden, sowie K. Schwarz in Fulda; zu 455 auch M. in E.

Briefkasten. Der Verfasser der Aufgabe 456 bittet diesen Dreizüger zu streichen, da er, wie Herr F. S. gefunden hat, nicht weniger als drei Nebenlösungen zuläßt, die leider nur durch völlige Umarbeitung der Aufgabe beseitigt werden können. — R. B. in W. Bei 452 erfolgt auf 1. . . . K×d5 das Matt durch 2. T×c5.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Tauschrätsel.

Es bringt beim Nahkampf Tod und Wunden,
Zumal in Italienerhand.
Mit anderm Kopfe wirds gefunden
Im Feld; ein Kraut wird so genannt.
Mit anderm Kopf huscht durchs Gestein
Ein Tierchen. Sagt, was kann das sein?

Silbenrätsel.

Das Zweite gern das erste frißt,
Doch größer als das Ganze ist;
Das Ganze springt im Ersten 'rum.
Nun sag' es mir, bist du nicht dumm.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 249.

Bilderrätsel: Ehebund. — Silbenrätsel: Britannien, Edward Grey. (Brody, Racine, Isar, Triberg, Ascabad, Neckar, Navarra, Jaroslaw, Esthland, Nethe.) — Königszug: (Den Toten.) Ihr, die ihr so frischen Mutes zoget in den heiligen Krieg, Achtet nicht des eignen Blutes, kanntet nur das Eine: Siegt! Eurer denken wir zeitlebens, unverletzbar sei das Band! Euer Tod war nicht vergebens, starbt ihr doch fürs Vaterland. — Logograph: Krems, Krebs, Kreis.



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Von einem Bauernmädchen, das eine Prinzessin sein wollte.

Ein Märchen von Ilse-Dore Canner.

(Schluß.)

Als die alte Königin sich umschaute, war das hellblauseidene Gewand verschwunden; statt dessen lag das grobe Kleid da, mit dem Trina ihr Elternhaus verlassen hatte, und der goldene Reif hatte sich in ihr altes, buntgeblümtes Bauernkopftuch verwandelt.

Da geriet die alte Königin außer sich vor Zorn; sie befahl ihr, sich schnell anzuziehen. Dann wurde sie bei Nacht und Nebel aus dem Schloß und gleich bis über die Landesgrenze gejagt; den Prinzen bekam sie überhaupt nicht mehr zu sehen. Hinter ihr her aber riefen die Diener der Königin: „Lauf, Du Lügnerin und Betrügerin! Laß Dich hier nicht mehr sehen.“

Trina rannte wie geheht, denn ihr war, als höre sie noch immer die Verfolger hinter sich. Endlich kam sie in einen dichten Wald. Dort fiel sie todmüde auf das Moos nieder und brach in lautes Schluchzen aus.

„Ach, wäre ich doch nie aus meinem Dorfe fortgegangen — hätte ich doch nie Prinzessin werden wollen“, klagte sie. „Und warum hat diese böse alte Frau nicht auch gleich mein Hemd mit in Seide verwandelt?“ Aber dann fiel ihr ein, wie unfreundlich und ungeschicklich sie zu der Alten gewesen war, und sie schämte sich.

Da sie bei dem Festmahl im Schlosse fast nichts gegessen hatte, verspürte sie Hunger und wollte etwas von ihrer Wegzehrung nehmen. Da merkte sie, daß das Bündelchen mit ihren Habseligkeiten und dem Gelde verschwunden war.

„Nun bin ich ärmer als das ärmste Bettelmädchen, und kann hier im Walde verhungern“, dachte sie und weinte bitterlich.

Auf einmal legte sich eine Hand auf ihre Schulter; als sie sich erschrocken umsah, stand wieder eine alte Frau hinter ihr.

„Du hast Dich wohl im Walde verirrt, meine Tochter?“ fragte sie freundlich.

„Nein“, schluchzte Trina, „aber ich bin arm und verstoßen; wenn sich niemand meiner erbarmt, so muß ich hier elend verhungern.“

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Du bist jung und gesund, meine Tochter; wer arbeiten will, braucht nicht zu hungern. Ich suche gerade eine junge Magd, denn ich bin alt und schwach; wenn Du mit mir kommen willst und tüchtig schaffen kannst, brauchst Du keine Not zu leiden.“

„Ach ja, nehmt mich mit zu Euch! Ich will alles tun, was Ihr verlangt“, antwortete Trina.

Da entzündete die alte Frau eine kleine Laterne, die sie in der Hand trug und winkte Trina, ihr zu folgen. Sie schritt ihr voran durch den dunklen Wald, über

Gestrüpp und Baumwurzeln, daß das Mädchen oft glaubte, vor Müdigkeit und Hunger umsinken zu müssen. Endlich sah es ein Lichtlein durch die Bäume schimmern, und bald standen sie dann vor der Tür einer winzigen Hütte. Die Alte steckte einen Schlüssel ins Schloß, machte auf, und gleich darauf kam ihr schnurrend ein großer schwarzer Kater entgegen.

In der einfachen Stube, die nur das Allernotwendigste enthielt, brannte eine kleine Öllampe auf dem Tisch; im Herd glimmte noch das Feuer. Die Alte hieß Trina Holzscheite auflegen; sie selbst stellte einen Topf ans Feuer und rührte eine Suppe an. Dann schnitt sie ein paar große Stücke von einem Schwarzbrot ab. Endlich durfte Trina sich an den Tisch setzen. Das einfache Mahl mundete ihr besser als das Festmahl im Königsschlosse. Sie mußte dann noch die Schüsseln waschen, ehe sie sich auf dem Lager aus Moos und welken Blättern ausstrecken konnte.

Nun begann ein arbeitsreiches Leben für die faule Trina. Wenn sie die Hütte gesäubert, das Essen gekocht, Holz geschlagen und den schwarzen Kater Mürr gestriegelt und gekämmt hatte, mußte sie sich hinsetzen und spinnen. Da sie das aber niemals richtig gelernt hatte, bekam sie viele harte Worte zu hören; niemals war der Alten der Faden fein und gleichmäßig genug.

Im Winter mußte sie dann aus dem gesponnenen Garn am Webstuhl Leinen weben. Es dauerte drei Jahre, ehe das Leinen dem gleich wurde, aus dem ihre Mutter einst ihr Hemd genäht hatte. Aber noch immer war die Alte nicht mit Trina zufrieden; immer feiner noch mußte diese den Faden beim Spinnen ausziehen, und immer dünner wurde das Leinen, das sie daraus webte.

Als sieben Jahre um waren, konnte Trina einen Faden spinnen, der war so fein wie Spinnweb; das daraus gewebte Leinenstück konnte in einer Nusschale Platz finden.

„So; nun hast Du ausgelernt und mußt zusehen, wie Du allein durch die Welt kommst; ich kann Dich nicht mehr gebrauchen, denn ich will mir eine jüngere Magd nehmen“, sagte die Alte zu ihr.

Alles Bitten, sie zu behalten, half nichts; Trina mußte ihr Bündel schnüren und fortziehen.

Als sie der alten Frau Lebewohl sagte, nahm diese eine Nusschale, legte das zuletzt von Trina gefertigte Leinenstück hinein und schenkte es ihr als Lohn für ihren Fleiß. „Das wird Dir Glück bringen“, sagte sie dabei.

So wanderte Trina nun durch den Wald und kam auf die Landstraße. Plötzlich sah sie zu ihrem Schreck das Schloß der Königin von Goldland vor sich liegen.

Sie konnte nun ihre Neugier nicht zügeln und fragte ein Bäuerlein, das am Wegrande Gras mähte, ob die alte Königin noch lebe und der Königssohn eine Frau gefunden habe.

„Freilich wohl!“, antwortete der Bauer, „unsere alte Königin lebt noch, und schon vor sechs Jahren hat unser Königssohn eine Prinzessin heimgeführt. Die ist so vornehm, daß in ihrer Gegenwart nur leise gesprochen werden darf; wenn jemand aus Versehen laut lacht, so fällt sie in Ohnmacht. Ihre Haut ist so fein, daß sie nur bei Mondenschein ausgehen darf, denn die Sonne würde Löcher hineinbrennen. Ja, wir sind recht glücklich über diese Prinzessin, und daß unser Königssohn die Betrügerin vergessen hat, die vor sieben Jahren einmal hier war und sagte, sie sei eine Prinzessin; dabei war sie nur ein gewöhnliches Bauernmädchen. Aber der Prinz wollte das nicht glauben, weil sie so schön war, und hat sie ein Jahr lang vergeblich gesucht.“

Da machte Trina einen großen Bogen um das stolze Schloß und wanderte weiter. Sie empfand plötzlich große Sehnsucht nach ihrem Heimatdörfchen und wollte wenigstens noch einmal ihr Elternhaus wiedersehen.

Sie fragte sich zurecht und kam wirklich nach langer, mühseliger Wanderung daheim an. Als sie durch die Dorfstraße ging, steckten die Leute die Köpfe zusammen und sagten: „Da ist ja die faule Trina wieder!“ Da schämte sie sich, trotzdem sie nun so lange schon keine „faule Trina“ gewesen war.

Endlich stand sie vor ihrem Elternhaus. Die Tränen liefen ihr über das Gesicht vor Freude und Schmerz.

Da lag das Haus, aber es sah nicht so verwahrlost und verlassen aus, als wie sie es verlassen hatte. Man hatte es sauber getüncht und die Läden frisch gestrichen. Vor der Tür aber blühte der alte Rindorn, und die Vögel zwitscherten in seinen Zweigen.

Drinne in der großen Stube stand eine alte Bäuerin am Fenster und blickte auf das fremde schöne Mädchen; hinter ihr stand Michel, ihr Sohn.

„Das ist ja die Trina, der mal dieser Hof gehört hat“, bemerkte die alte Frau.

Darauf sagte der junge Bauer: „Hole sie doch herein und gib ihr Speise und Trank!“

So kam Trina wieder in ihr Vaterhaus, saß am Tische, trank frische Milch und aß das heimatische Landbrot. Da die Bäuerin und ihr Sohn so freundlich und gut zu ihr waren, erzählte sie alles, was sie in diesen sieben Jahren erlebt hatte; zum Schluß holte sie die Nusschale und zeigte das Leinestück, das darin lag. Da schlug die Bäuerin die Hände über dem Kopf zusammen.

„Wenn Du das wirklich selbst gesponnen und gewebt hast, bist Du nicht arm, wie Du sagst, sondern ein Schatz für jedes Haus, das Dich aufnimmt.“

„Laßt mich an Euer Spinnrad; ich will Euch zeigen, wie fein ich spinnen kann“, erwiderte Trina, setzte sich vor das Rad und spann einen Faden, der so fein war, daß man ihn kaum sehen konnte.

„Wollt Ihr mich nun dabehalten als Magd? Ich werde Euch fleißig dienen“, fragte sie die alte Bäuerin.

Da trat der Michel kurz entschlossen vor sie hin.

„Nicht als Magd sollst Du hier bleiben, sondern, wenn Du willst, als meine Frau und als Bäuerin auf dem Hofe.“

Trina willigte mit Freuden ein. So lebte sie wieder auf ihres Vaters Hofe, und nach kurzer Zeit schon dachte niemand mehr daran, daß sie einst die „faule Trina“ geheißen hatte. Sie war die fleißigste Bäuerin weit und breit; der Flach, den sie spann, und das Leinen, das sie webte, waren so fein und gut, daß der Wohlstand einzog auf dem Bauernhof. Der Michel konnte ein Feld nach dem anderen kaufen und einen Bauernhof für jedes seiner zwölf Kinder.



Wie die Pflingstbirke entstanden ist.

Es war schon ziemlich dunkel geworden, und noch immer saß die Großmutter am Webstuhl. Da schlugen plötzlich muntere Kinderstimmen an ihr Ohr! „Kommt herein!“ hörte sie rufen, „die Großmutter erzählt uns vielleicht die versprochene Pflingstgeschichte von der Mamsell Birke!“ Als die alte Frau diese Worte hörte, nickte sie lächelnd mit dem Kopfe und ließ den Webstuhl stillstehen. In demselben Augenblick stürmte die junge Schar ins Haus, und laut pfeifend von dem Heruntummeln traten die Kinder ins Stübchen.

„Aber ihr treibt es doch zu toll!“ rief die Großmutter, indem sie ihre Stahlbrille auf die Stirn schob und die rotbackigen Knaben und Mädchen betrachtete. „Ihr werdet euch erkälten und am Ende einen tüchtigen Schnupfen holen! Hat euch nicht schon die Mutter davor gewarnt?“

„Ach, sei nur nicht böse“, entschuldigte sich Hans, der Älteste von der Schar. „Wir eilten nur so sehr, weil wir an die Geschichte dachten, die Du uns heute Abend erzählen wolltest.“

„Eile mit Weile! — Jetzt sieh erst mal nach dem Feuer, Eitel!“

Als das geschehen war und die harzigen Nadelzweige im Ofen prasselten, rückten die Kinder ihre Schemel um Großmütterchens Sorgenstuhl, und die alte Frau begann:

„Ja, sie war ein schönes Mädchen, die Rosel. Ihr Haar war wie Flach so hell, die Augen hatten Himmelsfarbe, und ihre Wangen und Lippen waren wie rote Äpfel und Kirschen. Aber schrecklich eitel war sie auch.“

Vor dem Pflingstfest hatte sie ein prächtiges Kleid bekommen, aus feinem, weißem Zeuge, mit leuchtend grünen Bändern und Schleifen; darauf war sie stolz wie eine Fürstin. Hätte sie nicht die kranke Mutter daheim gehabt, sie würde es im ganzen Dorfe herumgetragen haben, damit es ja jeder sehen könnte. So aber mußte sie ihre Eitelkeit zügeln. Dagegen sann sie von früh bis spät darüber nach, wie sie für den Abend des Pflingstsonntags eine Pfliegerin herbeischaffen könnte. Denn zu dieser Zeit sollte im nahen Gasthof ein großes Vergnügen stattfinden, auf das sie sich schon lange freute, und für das ja ihr schöner Staat eigens gemacht worden war. Da wollte sie auf keinen Fall fehlen. — Endlich kam ihr ein guter Einfall. Sie erinnerte sich, daß jedes Jahr in der Nacht vor dem Pflingstfest eine Elfe über die Wiesen schwebte, um arme Menschen heimlich zu beschenken, Kranke zu trösten und Verlassene zu erheitern. Diese Elfe wollte sie nun heimlich abpassen und fragen. Und wirklich, sie hatte Glück. Um die zwölfte Stunde der betreffenden Nacht erschien am nahen Waldrande eine zarte, lichte Gestalt — diese mußte die Elfe sein. Schnell riß Rosel das Fenster auf, winkte das Gebilde heran und brachte ihr Anliegen vor. Die Elfe war auch bald einverstanden und versprach zu erscheinen. „Aber“, setzte sie hinzu, „meine Zeit reicht nur bis Mitternacht; bist Du da nicht zurück, so ist's Dein Unglück.“ Rosel war natürlich voller Freude und gab das Versprechen, punkt 12 Uhr wieder zurück zu sein.

Der Pflingstabend kam, und mit ihm erschien auch die Elfe. Das Mädchen zog seinen Staat an, küßte dann die kranke Mutter auf die Stirn und eilte zum Gasthof. Schon von fern hörte sie die Musik. Und als sie dann in den Saal trat, gab's der Freude kein Ende. Hei, war das eine Lust! Rosel wurde förmlich umringt und tanzte einmal um das andere. Die Zeit verging so schnell, daß sie gar nicht merkte, wie Mitternacht herannahte. Wie erschraf sie daher, als die Glocke die zwölfte Stunde verkündete. Rasch eilte sie aus dem Saal, sprang in fliegender Hast die Treppe hinab und lief hinaus in die dunkle Nacht. Doch plötzlich — beim letzten Schlage — konnte ihr Fuß nicht mehr weiter. Ihr Körper wurde immer schlanker, und ehe sie sich's versah, war sie — zur Birke geworden. Da steht sie nun mit zitternden Blättern und denkt an ihre Mutter, die längst gestorben ist.“

In der Kultursteppe Ungarns.

Von Karl Berger.

Es war im Frühsommer 1913, als ich das landschaftlich und naturkundlich eigenartige Gebiet zum erstenmal besuchte: das Gebiet der Läden von Moson, den im Osten des Neusiedlersees liegenden Teil des ungarischen Komitates Wieselburg. Seither ist es mir aber besser bekannt geworden, ja auf dem besten Wege, sich mir mit all seiner halbkultivierten Schönheit und der Wildromantik, der vogelweltlichen Fülle seiner Teichlandschaften — ins Innere zu fressen.

Schon damals war ich Zeuge des Tierreichturns des Geländes, und zwar schon vom Eisenbahnfenster aus: ich sah Lampe, den Hasen, über die Furchen hoppeln, hörte Rebhühner schwirren, bemerkte am Rand einer Pfütze die drollig behaubte Rohrdommel, verfolgte flimmernden Blickes — solches Naturleben war wie neu! — die Schwärme von Kibitzen, so durch die Lüfte gaukelten, von Wasserhühnern (Bläshühner), die durch die Binsen ruderten. Dann ging es am Nachmittag zu verschiedenen Läden — so heißen in diesem Gebiete allgemein die vom Neusiedlersee abgetrennten Teiche, die in Moson sehr zahlreich sind — und dem Auge wurde der Genuß des Anblicks zahlreicher Wildenten, eines im Rohre stehenden Graureihers und wiederum von Kibitzen, Bläshühnern und Moorchnepfen. Ein Aufrubr ward unter diesem Gezögel, als der Kahn die Binsenhalmte teilte. Zwei, drei Nester der Wildgans wurden dann bei dieser Fahrt gefunden, allerdings leer, da das Hirtenvolk der Gegend allzuviel Interesse für Vogelgelege hat.

Solches und anderes also sah ich damals an diesen sonnehellten Tagen, sah und staunte hinein in das stunden-, tageweit ebene, auf Meilen waldlose Gebiet, dachte zurück, wie ich ein paar hundert Kilometer südlicher vor zehn Jahren ebensolches Staunen erleben wollte, bis man mich als vermeintlichen Spion aufs Bezirksamt führte und dann als Landfremden das Forschergeßicht nach Möglichkeit erschwerte. Doch dies nur nebenbei. Jene Jahre des Kampfers sind vorüber, und ich habe Zeit und Muße in Fülle, das Versäumte nachzuholen: lange Tage, halbe Nächte sind mir jetzt beschieden, um zu sehen, zu forschen, zu träumen auf einem Boden, der einst See gewesen und heute — kultivierte Steppe ist.

Ich weiß nicht, woher den Ausdruck „Kultursteppe“ aufgebracht hat. Aber jedenfalls steht er seit Jahren in sprachlichem Gebrauch. Denn er ist bezeichnend für ein weites ebenes, baumarmes Gelände, in dem an Stelle steppenartig pflanzlicher Ödnis für den Menschen nutzbare Wuchsformen getreten sind.

Solches Gelände bedeckt in weiten Gebieten das mittlere, südliche und westliche Ungarn. Denn an die Stelle der eigentlichen, allerdings künstlichen — durch Türken und Tataren — geschaffenen Steppen, der Pustten, ist an vielen Orten die sorglich gepflegte Viehweide, die Mähwiese und in Millionen von Hektaren aber auch der Acker getreten. Gerade die Landschaft östlich vom Neusiedlersee kann man eine Ackersteppe nennen. Denn wenn es auch große Flächen von Sumpf und Ried gibt, ausgedehnte Pustten, besonders im Süden, gegen den Hanság hin, mehr oder weniger gründlicher Viehwirtschaft dienen: man wandert doch stundenweit über Acker, die sich, jeder vielleicht kilometerlang, in ununterbrochener Folge aneinanderreihen. War von Getreide früher hauptsächlich Weizen darauf gepflanzt, so sieht man heute besonders Mais (Kukuruz), der nur wenig der heutzutage so kostspieligen Arbeitskraft für seinen Anbau verlangt und doch reichliche Ernten abwirft. Weitere ausgedehnte Flächen sind mit Zuckerrüben bebaut, die im Herbst in Hunderten von Eisenbahnwagen nach der im Distrikt errichteten Zuckerrübenfabrik befördert werden.

Beinahe baum- oder besser waldlos ist dies Gebiet auf viele Stunden oft. Wo die Bahn das Leithagebirge durchschneidet, sieht der Reisende zum letztenmal ausgedehnten Forst: bei Bruck an der Leitha und Parndorf Laubgehölz im Feld, in der ferne das Leithagebirge von Laubwäldern überdeckt. Dann geht es durch waldlose Auen, rechts bis zum See hin rotgelbes — im Herbst und Frühjahr — Ried, links ein rebenbepflanzter Hügelzug, an den sich obstbaumreiche Ortschaften lehnen. Bei Halbturn aber lenkt die Bahn in waldlose Ebene ein: nur selten eine grünbuschige Parzelle, eine „Wildremise“ auf herrschaftlichem Boden; weit, weit im Osten — auch vom höchsten Kirchturme aus nicht zu erblicken („Berge“ von mehr als Kirchturmhöhe gibt's hier nirgends) — ein ungeheurer Waldstreifen, der sich vom Hanság bis nach Raab zieht, als Abschluß. Sonst nur Reihen junger Bäume

an den Straßen, halbwüchsige Alleen in den Schwabendorfern — die ganze Landschaft erfreut sich deutscher Besiedelung — ein paar Laubbäume bei einem Christusbilde oder Friedhof, ein Majazienhain beim Dorfe, eine lebende Hecke als Grenze herrschaftlichen Besitzes. Sonst ist alles kahl und leer und schwül, und vergebens sucht das Auge nach einem Ruhepunkt, der müde Leib in der Sommerhitze nach schattiger Labe.

Und doch hat auch solche Landschaft ihre Reize. Der Pusta wurden ja genug Besinger. Und auch die Kultursteppe ist ihrer wert. Denn sie zengt fleißige Menschen, erhält menschlichen Fleiß, schafft Nahrung für Zehn- und Hunderttausende. Ungeheuer ist ihre Produktionskraft. Tief sinkt der Fuß in der mürben grauen, in der schwarzen Erde ein. Wo sich der Bauer des Gebirges während langer Wochen rackert, um sich und den Seinen Nahrung zu verschaffen, da gewinnt der Landmann der ungarischen Ebene in wenigen Tagen gleich für Hunderte.

Solches bedenke ich, da mein Blick über die bebauten, die erntereifen, die abgeräumten Ländereien schweift. Fast kann man von einer Unendlichkeit dieser Ebene sprechen, da man fast nirgends einen genauen abgegrenzten Horizont erschaut. Und doch steigen etwa 70 Kilometer westlich die Ostalpen in schroffem, dunklem Wall empor, in ebensolcher Ferne breitet sich östlich oder südsüdlich der Bakonyerwald. Nach Süden und Norden aber geht es weit, unendlich weit, beinahe topf eben hin. Und klein kommt sich das Menschlein vor bei diesem Schauen in die geheimnisvolle Weite, in den fast unbegrenzten Raum. Kleiner fast als vor der Majestät schroffigen Hochgebirges.

Mitten in diesem Träumen und Innlichgehen schreckt mich ein Ruf. Ein Schrei aus hohen Lüften: der Buffard. Vor einer halben Stunde war's ein Habicht, der sein „hja!“ ausstieß. Und in der nächsten Minute kann ich Falken, die man anderswo selten nennt, Weihen, Milane die Furchen der Acker nach Beute abspähen sehen. In der Dämmerung sind es Eulen, die sich bemerkbar machen: den Waldkauz traf ich am hellen Tag auf offenem Felde während des Hühnerstreifens, und am Abend des 31. Oktober hockte sich ein Steinkauz auf den Wall des Erdlochs, in dem ich den Gänsftrich erwartete. Beide wohl gleich verdutzt, äugten wir uns geraume Zeit hindurch in stummem Forschen an.

Der Nutzwildbestand ist die Ursache des zahlreichen Vorkommens räuberischer Vögel in der Ebene Mosons. Fuchs und Marder kommen höchst selten vor, da sie in Ermangelung von Unterschlupf längst schon so gut wie ausgerottet wurden. Zahlreich hingegen ist das Wiesel. Und eben auch das Eulenvolk. Für dieses deckt eben besonders auch der Mäusebestand den Tisch. Die Tagraubvogelwelt und das Raubgezücht der Krähen, das zumal im Winter in förmlichen Wolken durch die Landschaft streicht, nimmt jedoch mit edlerem Wild vorlieb. Hase, Rebhuhn und Wassergerflügel aller Art, selbst die Gans, geben diesen Räubersippen die Mittel zur Fristung ihres Daseins.

Und dennoch — und trotz der streckerreichen Jagden — nehmen die Nutzwildbestände der ungarischen Kultursteppe nicht ab. Daran sind jedoch nicht nur jagdschühlerische Maßnahmen von jägerischer wie besonders auch staatlicher Seite schuld, sondern die Gestaltungs- und Erhaltungskraft der Natur in diesem gesegneten Gelände sorgt stets und immer wieder für reichlichen Ersatz, so groß auch die Verluste sind. Eines bedingt eben im ganzen Naturhaushalt das andere: in unserem Falle die Güte des Bodens, die Geeignetheit des Klimas und der Fleiß des Landmanns reichliche Ackerfrucht, diese reichlich vorhandenes Nutzwild, dieses endlich einen starken Bestand von Räubern der Lüfte.

Und so bietet denn der Aufenthalt in der nicht allzu überfüllten „Kultursteppe“ — und der südliche Teil des Komitates Wieselburg ist menschenarm — dem Naturbeobachter reichliche Gelegenheit zum Schauen und Erfahren. Gänsescharen durchpflügen die hohen Lüfte, Entenfetten folgen ihnen, vereinzelte Reiher ziehen dahin, Kibitze wippen, Möwen schwimmen durch die Luft, Hase und Rebhuhn bevölkern die Acker, Fasanen und Rehe die Remisen, Igel, Wiesel und Hamster allerlei Unterschlupf im Boden, und den romantischen Einschlag zu allem gibt das schwingenstarke Raubgezücht. Wahrlich, es ist eine Lust, da drunten in den Kulturstuppen des Ungarlandes zu weilen, wenn der Sonnenball sich aus den Morgennebeln über die Ebene zu wälzen scheint, wenn er rotgolden hinter abendlichem Wolkenschwall versinkt, eine Lust, Stärke und Schönheit der Natur in solch eigenartigem Rahmen zu verfolgen!

Die Kartoffel.

Die Kartoffel ist heute so wichtig, daß mancher etwas Sprachliches und Geschichtliches von ihr wissen möchte. Hawkins und Franz Drake wird ihre Einführung kaum zugeschrieben werden dürfen, da die von ihnen aus Amerika gebrachte Frucht wahrscheinlich die haitische Batate gewesen ist. Die Kartoffel ist von Italiener nach Deutschland gekommen. Die Italiener nannten sie *Tartufolo*, weil sie ähnliche Wurzelknollen wie die Trüffel hat, die italienisch *Tartufo* heißt. Der Name *Tartuffeln* trat im Jahre 1664 auf und wurde bald allgemein bekannt. Er kam in dem Frauenlexikon 1715, in Valentinis Kräuterbuch 1719, in Hübners Handlungslexikon 1727 und noch 1776 vor. Aber von da an wurde er durch das Wort *Kartoffel* rasch verdrängt. Gelehrte, selbst Adelnung, erklärten das Wort für eine Entstellung aus *Erdäpfel*, nämlich *Urdöffel* mit vorgefügtem Geschlechtswort *'t artoffel*. Diese wunderliche Erklärung ist aber abgetan. Man weiß, daß das Wort *Kartoffel* aus *Tartuffel* entstanden ist, indem das *T* in *K* und *u* in *o* verwandelt wurde. Daß aber die Frucht auch ganz deutsche Namen erhalten hat, ist sehr natürlich, weil sie sich durch Billigkeit, Nährgehalt und Schmachthaftigkeit bei uns bald heimisch machte. Den Namen gab man ihr nach Früchten, die ihr ähnlich waren, Knollen, Äpfeln und Birnen. Der Botaniker Kaspar Bauhinus, bei dem sich zuerst der lateinische Name *solanum tuberosum* für die Kartoffel findet, nennt sie *Grüblingsbaum*, *Knollenbaum*. Goethe zieht den Namen *Erdäpfel* dem Wort *Kartoffeln* vor, das ihm wie ein Fremdwort klingt. *Erdäpfel* nennen sie auch die Erzgebirgler, Osterländer, Thüringer, Franken, Bayern, Schwaben, *Erdbirnen* und *Erdäpfel* die Nürnberger, *Lausiger*, *Schlesier*, *Herdäpfel* die Elsäßer und Schweizer, *Herdäpfel* die Freiburger und Schwarzwälder, *Grundbirnen* (mundartlich *Grumbereen*) die Rheinfranken, *Knollen* die Westfalen und Oberlausiger. Auch Kosennamen wie *Toffeln*, *Töffelchen*, *Gedöffel*, *Tüften* und *Düften* gibt man ihr, worin sich die gemütvolle Freude über die nahehafte Frucht äußert. Wie die glückliche Genügsamkeit sie in mannigfacher Form schmachhaft machen kann, hat schon Goethe in dem Vers gezeigt: morgens rund, mittags gestampft, abends in Scheiben, dabei soll's bleiben, es ist gesund. Tsch (Köln).

Was ein Traum vermag.

Es war an einem schönen, sternklaren Winterabend, daß das kleine Karlchen wieder einmal im Nachthemdchen auf dem Stuhl am Fenster kniete und hinunter sah in die belebten Straßen. Es dachte bei sich: Wenn ich groß bin, gehe ich auch abends spazieren. Jetzt gab es noch jeden Abend einen Kampf, wenn die Mutter sagte: „Karlchen, komm ins Bett, es ist Zeit.“ Wenn er dann den lieben Gott gebeten hatte, doch recht bald Frieden zu machen und den Vater heim zu schicken, wartete er, bis die Mutter fort war, um dann aus seinem schönen, weißen Gitterbettchen und auf seinen Thron am Fenster zu klettern. Er hatte gerade seinem Freund, dem Mond, zugenickt, als ihn etwas am Hemdchen zupfte und mit piepender Stimme rief:

„Guten Abend, Karlchen!“ Da stand ein spannenlanger Knirps im grauen Röcklein, mit einem leeren Sack über der Schulter. „Ich bin das Sandmännchen und habe schon allen Kindern, die in den Betten lagen, Sand in die Augen gestreut. Nun will ich Deine warmen Betten holen, Du brauchst sie ja doch nicht, und sie den tapferen Soldaten in den Schützengraben bringen. Wenn Du ganz brav bist, darfst Du auch mitkommen, dann kannst Du sehen, wie sie sich freuen.“ — Natürlich wollte Karlchen mit. „Wie kommen wir denn aber dahin, das ist doch so weit; hast Du 'n Zepplin?“ fragte er. Es wurde ihm doch ein wenig bange zu Mute — wenn er nun totgeschossen würde? Dann wäre ja die gute Mutter ganz allein. — „Ich habe ein flinkes Zauberröcklein, in zwei Stunden sind wir wieder hier“, beruhigte ihn das Männlein, steckte zwei Finger in den Mund und piff dreimal. Da kam eine große schwarze Fledermaus mit glühenden Augen auf das Fenster zugeflogen. „Sie tut Dir nichts“, sagte begütigend das Sandmännchen, als es Karlchens Entsetzen sah. Es nahm sein Säcklein von der Schulter und — o, Wunder! — stopfte all die großen Decken und Kissen hinein. „Nun kann die Reise losgehen!“ Der Knirps bestieg mit Karlchen, das plötzlich auch ein Zwerglein ist, das geflügelte Röcklein. „Ich muß vorn sitzen, damit ich den Weg besser sehen kann“, sagte das Männlein, „halt Dich nur ordentlich an mir fest!“ Im Nu ging es in die Lüfte; immer kleiner wurden die Lichter der Stadt, immer größer die Sterne, und der Flug wurde schneller und schneller. Karlchen verging Hören und Sehen bei der Eile. — Es wurde grimmig kalt. „Nicht so schnell, Männlein!“ — „Es ist ein weiter Weg“, gab jener zurück. Ganz kalt und steif wurden die Fingerchen. Da kommen sie gerade an einem wunderschönen, leuchtenden Stern vorbei; daran kann man sich sicher auch die Hände wärmen, dachte der Junge, griff mit beiden Armen danach, verlor das Gleichgewicht — und fiel und fiel. — Nanu, wo war er denn, da stand ja die Mutter in der Tür und er selbst lag am Fenster auf dem Boden. „Ja, Bubi, was machst Du denn da, Du erkältest Dich ja, marsch ins Bett!“ — „Kann nicht, Betten weg, es war doch schrecklich kalt da oben.“ — „Dummer Junge, Du träumst ja!“ Selig schmiegte er sich gleich darauf in die warmen Kissen und schlief sofort ein. — Am nächsten Morgen erzählte er der Mutter seinen Traum. „Und weißt Du, wenn die armen Soldaten da draußen so frieren, will ich ihnen meinen schönen neuen Wintermantel schicken, — ich kann ja noch den alten tragen.“

V. Friedel.

Ein Telephongespräch im Unterstand.

Die Kriegszeitung der IV. Armee bringt das nachstehende niedliche Telephongespräch im Unterstand. Einem mit Telephon beglückten Unterstand ging die Siegesmeldung zu: „Grodno gefallen!“ Der Hordchposten war noch ein Neuling im Fach und — vielleicht wirkte auch die Witterung oder das „infamichte“ Kanonenrumpfen etwas mit — verstand die hocherfreuliche Nachricht noch nicht auf den ersten Hieb. — „Was is grodno' gefall'n?“ fragte er in seinem

heimischen Dialekt. — „Grodno gefallen!“ kam's etwas kräftiger vom anderen Ende der Sprechtrippe. — „Was is gradnog' fall'n?“ erschallte es zurück. — Die Antwort war eine nicht ganz militärische Titulatur, die fast den Draht zerriß. — „Ich will Dir's buchstabieren. Also pag mal Achtung!“ — „J' B'föll!“ — „Gulafsch, Radi, Ochse, Deiwel, Nikolaus, Ofen: Grodno gefallen. Verstanden!“ — „J' B'föll!“ — „Schlug!“ Kopfschüttelnd erzählt der Fernhörer: Da hob'n s' grad was Damisch' g'meld't: D' Gulafsch und a Radi, an Ochse und der Deisel samt'm Nikolaus und an Ofen sei grad no g'fall'n. Do kennt sich der Deisi aus!“

Eine Überraschung.

Wo ist denn unsre Henne,
Wo ist denn unser Huhn?
Es kommt nicht auf die Tenne,
Mag nicht im Ställchen ruhn.

Wie lang wir auch schon warten,
Wir haben's nicht gesehn
In Haus, noch Hof, noch Garten,
Ob ihm ein Leid geschehn?

Da trippelt's durch die Scheune,
Da trappelt's durch das Tor,
Seht, Küchlein sind es neu,
Wo kommen die hervor?

An heimlich stillem Plätzchen,
Versteckt im Wiesenheu,
Geschützt vor Mensch und Käthchen,
Entschlüpfen sie dem Ei.

Da schaut nur, an der Spitze
Stolziert auch unser Huhn —
Du machst ja schöne Wiße,
Neun Kinderchen, was nun?

Da gadert's gar vergnüglich,
Fast klingt's, als ob es lacht:
Sind alle nicht vorzüglich,
Hab' ich's nicht gut gemacht?

Minna v. Konarski.



Knacknuß.

Ein Bäcker hatte in einem Jahre Mk. 547,50 Kriegsgewinn, indem er die Verordnung, daß jedes Brötchen 60 Gramm wiegen müsse und nicht mehr als 5 Pf. kosten dürfe, nicht genau inne hielt. Wieviel Brötchen mußte der Bäcker täglich backen und um wieviel kürzte er jedes Brötchen an Gewicht, um obigen Gewinn zu erzielen?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätsellecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Der eine Teil der Klicker zählte 143, der andere 57.